

JOHN Rudolf: **Das Glück der Zweitheimat**

in: MOCHTY-WELTIN u.a. *Heimat Zellerndorf* - V. Zellerndorf 2000 S. XVIII-XXI

Das Glück der Zweitheimat

Woanders hätten Sie vielleicht die Hunde auf mich gehetzt.

Mich, einem seinerzeit noch ungebührlich langhaarigen Menschen, der sich in der Freizeit schon damals mit Vorliebe in Jeans und T-Shirts, ja gelegentlich sogar auf der Dorfstraße in einem marokkanischen Burnus (!) zeigte. Mich, einem richtigen Wiener noch dazu. Mit allen weiter als zehn Kilometer von der Wiener Stadtgrenze entfernt nur noch als gräßlich angesehenen Attributen des Wienerbazi; wie da etwa wären z.B. unverhohlen gezeigte Neugierde und Neigung zur Besserwisserei.

Zu dieser Zeit hatte ich mir noch lange nicht verdient, was man einen Namen nennt. Dafür besaß ich einen sichtlich wohlgenährten Kater namens Adabei, den ich wie einen Hund an der Leine spazierenführte und wie eigen Fleisch und Blut hätschelte ein für das von pragmatischer Viehhaltung geprägte Tierverständnis der Landbewohner geradezu perverses Verhalten. Meine enthusiastischen Schilderungen, daß dieses kätzische Sonderwesen Türen öffnen und sogar das Telefon abheben konnte, um mich telefonisch anzuschnurren, wenn ich mich meldete, haben die Zellerndorfer untereinander mit Garantie in den Bereich der Fabel verwiesen...

Aber sie hießen mich dennoch mit einer Herzlichkeit und Toleranz willkommen, die ich niemals erwarten konnte und andern Orts so prompt nie erlebt habe. Die Skepsis gegen Fremde, Zellerndorfer besitzen sie wie alle anderen auch; aber bevor dieses natürliche Mißtrauen in feindselige Vorurteile verkrusten kann, geben ihr herzlich offenes Naturell und ihre lebenswürdige Gastfreundschaft einem jeden Besucher die Chance, sich zu deklarieren, vielleicht sogar zu verbrüdern.

Ich habe es selbst gleich in den ersten Wochen im Dorf erleben können. Bis zu diesem Zeitpunkt trank ich hauptsächlich Milch, Wasser und als Ausnahme einmal ein Bier. Das war dann freilich bald vorüber.

Denn meine Nachbarn, aus denen binnen kurzem Freunde wurden, begrüßen Fremde und Bekannte erst einmal mit einem kräftigen Handschlag - und einem noch kräftigeren Schluck Wein.

Dazu kam der eigene Weinkeller, welcher sich hinter der mächtigen Scheune und von dem idyllischen Presshaus in erdige Tiefe führend auf meinem damals erworbenen Grund befindet. Seine provokant gähnende Leere jammerte geradezu danach, gefüllt zu werden. Und sehr bald beeilte ich mich, letzterem nachzukommen. Lehrten mich doch die Zellerndorfer buchstäblich Glas für Glas, daß der Wein nicht einfach ein Getränk, sondern kostbares Kulturgut ist, dem man sich mit Respekt und Wissen nähern sollte.

Worauf mein Weinkeller langsam zur Schatzkammer gedieh.

Wie kam ich überhaupt auf den anmaßenden Gedanken, mich in Zellerndorf anzusiedeln, obwohl auf dem dortigen Friedhof kein einziger Grabstein von irgendwelchen namhaften Wurzeln, kein einziges Türschild von Verwandtschaft künden? Also weder tote noch lebende Beweise von Familienzugehörigkeit oder Stammbaum existieren?

Nach dem glücklichen Beschluss, das Steingrau meines gestreßten Großstadtalltags durch ein grünheiter-sonniges Domizil auf dem Land zu kompensieren, hatte ich mit Zirkel und Bleistift einen Kreis rund um meinen Hauptwohnsitz Wien gezogen, der einer Stunde Autofahrt entsprach. Länger wollte ich in ein Landhaus nicht fahren müssen. Durch einige Zufälle und die Hilfe von Wahlverwandten aus der Gegend - den Flaschkas - kam ich dann zu meinem Anwesen in Zellerndorf. Seither gab es kaum eine Nacht, in der ich dort nicht besser und tiefer geschlafen hätte als in der Stadt kaum eine Stunde schreibender Tätigkeit, die auf hartem Holzstuhl und nackter Tischplatte nicht leichter von der Hand gegangen wäre als im komfortablen Stadtbüro; neuester Computertechnologie und leicht zu transportierendem Laptop sei Dank.

Die Eltern des heutigen Bürgermeisters Platz waren die ersten, die mir halfen, mich unter ihnen glücklich zu Hause zu fühlen - obwohl ich doch nur ein Zugereister war; so konnte ich mit Vergnügen und Befriedigung dem aufgeweckten Karl beim Aufwachsen und Gescheitwerden zusehen.

Und wenn ich auch kein frommer Mensch bin, hat mich sofort auch die einnehmende Persönlichkeit des Pfarrers Mantler beeindruckt, der zwischen ungezwungener Autorität und lächelnder Gutmütigkeit souverän seine vielen Schafe betreut. Meinen Krankenschein wiederum schicke ich viel lieber dem fröhlichen, lebensfrohen Dr. Schneller als einem vertrockneten Professor Kapazunder ins labyrinthische AKH.

Nein, nein, es sind nicht nur die Großkopferten im Ort, die mir mein Zellerndorf menschlich behaglich machen, wie sich das hier möglicherweise liest. Dazu haben genausoviel auch die kleinen, entspannenden Plaudereien am Grenzstein mit einer oder allen drei Damen Krottendorfer beigetragen, die Begegnungen mit dem Mutterwitz und der Tüchtigkeit eines Herrn Köpf oder Ecker, einer immer lustigen Frau Riedl, mit dem sanft umtriebigen Lehrer Ostap, dem grundsoliden Tischler Fladerer (in Pension), und dem Clan der Schönhoferischen mit ihren vielfältigen Talenten. Sie alle und viele andere machten mich nach und nach mit einer wunderbar stimmungsvollen Welt bekannt, die so anheimelnd überschaubare Qualitäten hat und in der herzlich zupackende Männer und Frauen Tages-Schwerarbeit und frohe Feste mit Leichtigkeit über Woche und Jahr hin ausbalancieren.

Viel herumgekommen, habe ich schon die beeindruckendsten Landschaften gesehen; goldene Wüsten in Afrika, buntfarbige Felsformationen amerikanischer Nationalparks, unterseeische Korallenriffparadiese nahe pazifischer Trauminseln usw. Aber was ist das alles gegen den Genuß von Spaziergängen mit meiner Familie durch die partielle Mondlandschaft des Altenbergs. Gemächlich buckelauf, buckelab entlang endloser Blattgirlanden erhitzter Weinberge. Quer durch Wildbruchdickicht und Getreidestoppel. Zwischen dem Köpferollen der Kürbisfelder und unter dem tiefblauen Schatten halbwilder Nuß- und Kirschenbäume. Der Katzensprung zu den düsteren Schönheiten des Waldviertels oder über die Staatsgrenze, wo alles gleichzeitig verwandt und doch exotisch erscheint. . . Das obere Weinviertel besitzt Attraktionen, die sich zwar nicht penetrant aufdrängen, aber doch keinen zweiten Blick oder Gedanken benötigen, um behagliches Glücksgefühl auszulösen.

Das gilt nicht nur für Land- und Leutschaft, auch für die Ortschaft selbst. Als ich kam, war der Denkmalschutzgedanke noch nicht sonderlich ausgeprägt (gelinde ausgedrückt). Was damals als Ortsverschönerung verstanden wurde, trieb unter der fragwürdigen Patronanz der (un)heiligen St. Resopal und St. Eloxal ihr Unwesen. Auch in meinem eigenen Haus hatte vor mir stilverirrter Unverstand die Fensterkreuze zugunsten gesichtsloser Fensterglasorgien entfernt, die schmiedeeisernen Renaissancegitter davor ausgerissen, eine von Jahrhunderten ausgetretene Steintreppe zerschlagen und andere traurige Bausünden verschuldet.

Inzwischen hat man sich längst in der Gemeinde besonnen, ein starker Gegentrend ist spürbar. Nicht nur Baujuwelen wie der jubelbarocke Pfarrhof, der uralte Karner neben der wehrgotischen Kirche drüber der Pulkau, teilweise auch das wechselschicksalshafte Schloß wurden vorbildlich renoviert. Schöner noch, daß auch manches Beispiel naiver Architektur in den Kellergassen nunmehr als das behandelt wird, was es ist: schützens- und erhaltenswerte, großartige kleine Baukunst. Holz verdrängt nun wieder Alu und anderes blödes Blech von den ihm ursprünglich angestammten Plätzen, der traditionelle Ziegel den Kunstbetonfertigteile, Seele siegt über kulturellen Kahlschlag.

Zwiespältig erlebte ich allerdings die Öffnung der Grenze. Ich hatte sie mir vorher, ich leugne es nicht, mehr als gewünscht. Das Elend dieser Wege, die ins Nichts führten, als hätten einst Straßenbauarbeiter jäh die Lust an ihnen verloren. Diese drohenden Grenztürme, die ein ganzes Land zum KZ machten und uns zu ohnmächtigen Zeugen derartiger Menschenverachtung. Ich erlebte diese bedrückende Realität vor dem Fall des Eisernen Vorhangs hautnah, als ich nicht mehr nur in den Nachrichten von der Todesgrenze hörte, sondern plötzlich auf Ausflügen und Spaziergängen immer wieder darauf gestoßen wurde wie auf eine Peststation in unmittelbarer Nähe.

Die allgemeine Begeisterung, als die Stacheldrähte und Verhaue verschwanden, war daher auch meine. Und diesen wie durch Trick und Zauberei bewirkten Effekt, mit dem sich die abblätternde Traurigkeit der schäbigen tschechischen Grenzdörfer und der verwahrlosten Stadt Znaim in farbenfrohe Zuversicht auf eine neue Zukunft verwandelten, habe auch ich genossen.

Es gibt aber auch Beeinträchtigungen. Aus meiner Sicht ist die Kehrseite die Verkehrseite. Vorbei die bequeme, lockere Anfahrt in die stille Wochenendruhe, Kolonnen und Staus behindern seit der Wende mein und anderer Hin- und Herkommen, unter dem ständig wachsenden Strom der Durchziehenden sind zudem nicht ausschließlich nur Leute, welche die Schönheiten des Pulkautals entdecken wollen. Insgesamt aber wird die Region von dem neuen Durchstrom profitieren, auch wenn die Verwertung keine einfache Aufgabe ist, die vor allem politische Klugheit und abwägendes Kalkül verlangt. Ich bin freilich sicher, die hinter sinnige Verschmitztheit, das heitere Selbstvertrauen und die sympathische Beständigkeit der Pulkautaler, voran der Zellerndorfer, kann damit umgehen.

So, wie sie mich, den anfänglich für sie seltsamen, bizarren Fremden geduldig schon fast zu einem der ihren gemacht haben. Und wenn sie mir einmal erlauben sollten, mich auf ihrem Friedhof begraben zu lassen, so wird das ein letzter Beweis sein, daß meine Zellerndorfer mir endgültig Heimatrecht gewährt haben.